

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Name ist mehr als Schall und Rauch

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

NAME IST MEHR ALS SCHALL UND RAUCH

In meinem Elternhaus in Luhnstedt gab es bedrucktes Papier in solchen Mengen, daß meine Mutter beim Aufräumen wie in plötzlicher Verzweiflung zuweilen die Arme sinken ließ und die Augen zum Himmel aufschlug. „Nä, wat is dat doch'n Leben mit all de ewigen Schriften in uns Kat“, hieß es dann, und dieser Klage folgte der Anruf: „Du lewe, witte Gott, hör!“ Die gelinde Theatralik des Auftritts legte im übrigen die Vermutung nahe, daß es mit der Klage über die Plage so ganz ernst nicht gemeint sein könne.

Wenn hier von „Mengen“ die Rede war, so ist das Wort natürlich nicht im absoluten Sinne zu nehmen, sondern mit den durch die Umstände gegebenen Einschränkungen. Denn es handelte sich am Ende um ein kleines, strohgedecktes, dörfliches Handwerkerhaus. Wenn man aber dies recht in Betracht zieht, so war allerdings der vorhandene Schriftenbestand unverhältnismäßig.

Von dem, was in den Schriften lebte, war ich bis in mein siebentes Lebensjahr notwendig ausgeschlossen. Indessen wußte ich schon, daß Bücher eine Welt beschloss, größer und schöner und glänzender als Luhnstedts Einerlei, das vor „Weitläufigkeiten“ eine große Angst hat. In der anderen Welt galt eine andere Sprache, eine klangvolle, feierliche, in der das einzelne Wort nicht schlecht und recht Bezeichnung war, sondern Anruf und Zauberspruch, Gebet und Beschwörung. Von den Tischen der Reichen fielen mir Brosamen zu, wenn die älteren Geschwister laut hersagten, was ihnen aus der Bibel, dem Gesangbuch und dem Norddeutschen Lesebuch zum Auswendiglernen aufgegeben war. So konnte ich eines Tages die Familie mit der textgetreuen Wiedergabe der Geschichte von Kain und Abel überraschen. Ich wußte auch schon, daß man die erlesenen Menschen, die sprachliche Wunderwerke aus sich hervorzuspinnen vermögen, Dichter nennt.

Aber die Luhnstedter Welt war wie mit einem Bretterzaun abgedichtet gegen das Wunder, das überall da aufsprang, wo die hochdeutsche Sprache erklang. Ich konnte nur das gierige Ohr

dorthin legen, wo wie aus Versehen zwei Bretter nicht fest aneinandergefügt waren. Wenn der Bauer Hans Vollert zum Besuch erschien, dann entdeckte ich in dem Zaun sogar ein Astloch. In einem Stubenwinkel saß ich und harrte kommender Dinge, und wenn es denn im Gespräch zuerst auch alltäglich zuing, manchmal zum Verzweifeln lange, einmal kam ganz unerwartet die Wendung. „Man hört immer, Goethe soll tiefer sein als Schiller“, ließ sich Hans Vollert vernehmen.

„Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen,
ewig still steht die Vergangenheit.“

Soll man mir erst einmal beweisen, inwiefern Goethe tiefer ist!“ Das Lachen, das dieser Rede folgte, klang nicht anders, als habe er soeben einen spaßhaften Vorfall aus dem täglichen Leben des Dorfes erzählt; aber in seinen Augen stand ein schwärmerisches Leuchten und versonnen und wie Zauberformeln gebrauchend setzte er hinzu: „Friedrich von Schiller und Johann Wolfgang von Goethe!“

Dabei wurde mir klar, wie unmittelbar die Zauberkraft der Dichter mit ihrem Namen zusammenhängt. In Luhnstedt mit seinen immerwiederkehrenden Hans und Klaas, Jörn und Timm konnte es selbstverständlich keine Dichter geben. Dichternamen geben nicht den kurzen, plumpenden Laut, der etwa da entsteht, wo ein Junge einen Stein in den Dorfteich wirft. Sie kommen von weither hoch und mit majestätischem Rauschen heran, wie Wogen an der Küste des Ozeans.

„Friedrich von Schiller!“ Der große und kluge Bruder warf mir zuweilen Dichterworte hin und deutete dabei wohl meinen Gesichtsausdruck als reine Verblüffung, an der er seinen Spaß hatte.

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.“

Als einzige und völlig unzureichende Erklärung setzte er dann hinzu: „Von Friedrich von Schiller.“

Mein Bruder mochte da gegenüber dem ganz Urteilslosen der Versuchung erlegen sein, mehr zu geben, als er hatte. Denn immerhin gehörte er trotz des Vorsprunges, um den ich ihn herzlich beneidete, noch nicht zu den „Großen“, von denen eine kleine Auswahl außerhalb des regulären Unterrichts in die „Nachstunde“ ging. Dort hatten die Erwählten, wenn die Algebra zu ihrem Recht gekommen war, auch Aufsätze über tiefsinnige Dichterworte zu schreiben, hatten also die Neigung der argen Welt zum Schwärzen des Strahlenden nachzuweisen an Beispielen a) aus der Religion, b) aus der Geschichte, c) aus der Dichtung, d) „aus dem täglichen Leben“. Soweit diese Ordnung zugleich einen Rang festlegen sollte, war ich mit ihr nicht einverstanden. Die Dichtung war falsch untergebracht, sie hätte an erster Stelle stehen müssen; wohingegen die Beispiele aus dem täglichen Leben unter d) an dem Orte standen, der ihrer Erbärmlichkeit entsprach.

Unter den „Schriften“ der Böttcherkate wurden einige Bände mit besonderer Auszeichnung behandelt. Als Eigentum meines Onkels Fritz waren sie sozusagen aus dem täglichen Verkehr gezogen und hatten ihren Platz auf dem Schrank, wo ihnen von unachtsamen Kinderhänden kein Leid geschehen konnte. Es waren Fritz Reuters „Sämtliche Werke“. In der Familie war nie von Reuters Werken schlechtweg, sondern umständlich und sonst beliebte Kürze des Ausdrucks um der Ehrfurcht willen meidend, immer nur von den „Sämtlichen Werken“ die Rede. Das Wort „sämtlich“ wurde mir zum Symbol der verschwenderischen Fülle und Lebenserfülltheit überhaupt. Zwischen den Deckeln aller Bücher lag allen Lesekundigen die Fülle des Glücks gespeichert, und den Wenigen gar, die sämtliche Werke zu schreiben wußten, hatte die ewige Seligkeit hernach nichts mehr zu bieten.

Fritz Reuter also hatte „Sämtliche Werke“ geschrieben, und das mochte für ihn selbst über alle Maßen schön sein. Aber ein unbedingter Gipfel war er mir nicht. Daran konnte auch die Begeisterung meines Vaters nichts ändern. Er las uns manchmal aus den „Läuschen und Rimels“ vor, und das war auch ohne jeden Zweifel sehr unterhaltend und spaßhaft. Aber es fehlte doch viel, und die Zusammenhänge waren mir auch durchaus klar: dieser Dichter hieß Fritz, wie ich selbst, und er sprach plattdeutsch, wie ich auch. Bei solchen Gegebenheiten kann dann nicht

viel herauskommen, zum mindesten nichts, was mit „Dreifach ist der Schritt der Zeit“ oder „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen“ noch irgend verglichen werden darf.

Der Vater erzählte mir auch, Fritz Reuter habe einen Freund namens Fritz Peters gehabt. Wenn mir damit eine Freude und eine Stärkung meines Selbstbewußtseins zgedacht war, so wurde eher das Gegenteil erreicht. Denn eben, daß Fritz Reuter mit einem Fritz Peters als Freund vorliebnehmen mußte, bezeugte ja die Eingezäuntheit seiner plattdeutschen Welt, die ausweglose Enge, in der man von „Weitläufigkeiten“ als sehr schweren Verbrechen spricht. Die „Läuschen und Rimels“ hätten nach meiner Meinung bei einer etwaigen Verwendung in den Abhandlungen der Luhnstedter Nachschüler nicht eigentlich unter den Beispielen aus der Dichtung, sondern ganz am Ende der Reihe unter d) als Beispiele „aus dem täglichen Leben“ allenfalls noch auftreten können.

Mir war wohl bekannt, daß mein Geburtsschein mir das Recht gab, mich Friedrich Ernst Peters zu nennen. Aber ein erster Versuch, mein dokumentarisch verbürgtes Recht auf diesen — wie es mir schien — prunkhaften Namen dem täglichen Leben gegenüber geltend zu machen, war kläglich gescheitert. An einem schönen Sommertage spielte ich unter den Erlen an der alten Luhnau-Brücke und ließ meine Phantasie ihre weltverwandelnden Kräfte erproben. Wenn es auch gelang, die Luhnau in einen Strom mit buntbewimpelten großen Schiffen umzuschaffen, so blieb die Dorfstraße gleichmütig und ungerührt. Mit ihrem holprigen Pflaster, ihrem Staub und Unrat, lag sie da wie immer, so gar nicht geneigt, sich plötzlich zu glätten und zu säubern, um sich damit eines Umzugs von Prinzen und Prinzessinnen würdig zu machen. Ab und zu trabte ein Knecht auf schwerem Ackergaul vorüber, oder es rumpelte ein Bauernwagen über die Brücke. Die Prinzen auf edlen Rossen und die Prinzessinnen in goldenen Kutschen blieben aus.

Und doch geschah an diesem Tage Ungewöhnliches. Aus dem benachbarten Nindorf kam der Lehrer ins Dorf, ein sehr vornehmer Herr, begleitet von seinen beiden Töchtern, hochgewachsenen jungen Mädchen in hellen Kleidern. Sofort erhob ich die Mädchen in den Prinzessinnenrang, und die offenkundige Bewunderung, mit der ich ihnen entgegentrat, mag sie an ihre Ver-

pflichtung zur Leutseligkeit gemahnt haben. Sie blieben auf der Brücke einen Augenblick neben mir stehen und geruhten äußerst huldvoll nach meinem Namen zu fragen. Meine Antwort: „Friedrich Ernst Peters“ tat denn auch die erwartete Wirkung, und in unverhohlener Bewunderung sagten die Prinzessinnen: „Oh, das ist aber ein sehr schöner Name!“ Da aber fiel das Gewissen mit der Zuchtrute über mich her, machte mir meine barfüßige Erbärmlichkeit erbarmungslos klar und bestimmte mich, dem Hochstaplertum zu entsagen und der Wahrheit die Ehre zu geben. Beschämt und kleinlaut erläuterte ich: „Aber eigentlich heiß’ ich man bloß Fritz Peters.“ — — —

Eines Tages öffnete sich mit der Luhnstedter Schultür auch mir der Zugang zur Welt der Schriften. Vorerst freilich tat sich nur ein Spalt auf, eben weit genug, daß ich meinen Arm hindurchzwängen und erraffen konnte, was unmittelbar hinter der Schwelle für mich bereit lag. Mit dem Schreiben war das eine sehr eigene Sache. Wenn der Lehrer und auch die Eltern vorgaben und sogar bewiesen, daß sie die aus der Fibel abgeschrieben oder auch die nach sorgfältiger Vorbereitung des Wortlauts frei niedergeschriebenen Sätze zu lesen verstanden, so konnte dem immer noch irgendeine Übereinkunft der Erwachsenen zugrunde liegen. Mußte man nicht in entscheidenden Dingen stets darauf gefaßt sein, von ihnen hinters Licht geführt zu werden? Der Wert der neuerworbenen Kunst des Schreibens war erst erwiesen, wenn sich ein Gedanke, der vorher nirgendwo anders als nur in meinem Kopf existiert hatte, einem anderen Menschen durch die Schriftzeichen mitteilen ließ. Zu einem in diese Richtung weisenden Experiment ließ sich mein Bruder herbei. Dieser Augenblick machte in meinem Leben Epoche; hier war ich einer Offenbarung teilhaftig geworden. Ich geriet in einen Machtrausch und fühlte mich als Magier fähig, durch die Schrift nach meinem Belieben Segen und Fluch zu wirken.

Ich betrieb meine Übungen mit stillem Eifer und ließ mich bei kühnen Vorstößen in die Freiheit des Unendlichen von den Vorschriften der Orthographie nicht beengen. Es war eine erregende Zeit, und ich konnte der Unruhe nur dadurch begegnen, daß ich meine Zukunft ein für allemal festlegte. Für jeden Menschen kommt wohl einmal diese Stunde, und aus der Unzahl der Mög-

lichkeiten sucht sich der eine dies, der andere das Entgegengesetzte heraus. Für mich gab es nichts anderes als Schriftsteller zu werden.

Aus dem Begriff des Schriftstellers brach ich ein sehr wesentliches Stück insofern heraus, als die Öffentlichkeit selbstverständlich ausgeschlossen werden mußte. Aus diesem Grunde schon verbot es sich, Vater oder Mutter um den Groschen für ein Heft anzugehen. Aus sorgfältig gesammeltem Packpapier fertigte ich ein schönes Heft, und für eine Weile tat dies Werk meinem Taten-drang genug. Dann lag mir ob, Seite um Seite mit Linien zu versehen; denn die richtige Steuerung des Bleistiftes blieb ein- weilen noch eine Aufgabe, der ich mich nicht recht gewachsen fühlte, wie ich denn auch den bösen Überraschungen, die man beim Hantieren mit Feder und Tinte ständig gewärtigen mußte, vorsichtig auszuweichen beschloß. Als auch die Arbeit des Li- nierens geleistet war, fing die Laufbahn des Schriftstellers schon an, dornenvoll zu werden. Denn wenn ich sagen wollte, daß bei mir über das zu schreibende Werk noch nicht volle Klarheit be- standen habe, so wäre das schon maßlos geprahlt. Hier herrschte pechschwarze Finsternis. Jedes anständige Buch hat aber ein Ti- telblatt, und da ich mir zutraute, ein solches noch zustande zu bringen, war die andrängende Verlegenheit noch einmal wieder zurückgescheucht. Stand ich nicht vor einem außerordentlichen Beginnen, vor einer Sache, die nach Luhnstedter Begriffen unbe- dingt zu den „Weitläufigkeiten“ zählte? Durch die Abwendung von dem alltäglichen Namen mußte der Anspruch erhoben wer- den, hier dörflichen Maßstäben nicht mehr unterworfen zu sein. Den Namen Friedrich, der mich in die Nachbarschaft Schillers führte, setzte ja der Lehrer selbst auf meine Hefte und gab ihm damit seine allerhöchste Sanktion. Und wenn einer seiner schwe- ren und hohen Berufsarbeit nachgeht, so verbieten sich alle Ver- gleiche mit einem spielenden Dorfjungen, der sich in hochstap- lerischer Absicht prunkvolle Namen zueignet.

Friedrich Ernst Peters! Der Name stellte mich hinsichtlich seiner Silbenzahl mit Friedrich von Schiller auf die gleiche Stufe, und dem angeblich „tieferen“ Johann Wolfgang von Goethe blieb nur der kleine Vorsprung von zwei Silben. Unabsehbar dehnte sich vor mir ein Land der Fülle, und also setzte ich auf mein Titelblatt: „Friedrich Ernst Peters – Sämtliche Werke“.

Damit stand ich nun aber hoffnungslos am Rande meiner Taten, und im Warten auf die Inspiration blieb mir nur noch übrig, mein Heft an einem absolut sicheren Ort zu verbergen. Aber schon nach wenigen Tagen wurde es von meinen älteren Geschwistern entdeckt und ans Licht gezogen. Das gab ein gewaltiges Hohngeschrei, von dem auch meine Eltern herbeigezogen wurden. „Friedrich Ernst Peters — Sämtliche Werke“! Tröstlicherweise stimmten die Eltern wenigstens in das Hohn- gelächter nicht ein. Sie lächelten nur, und die Mutter vielleicht sogar mit verhaltenem Stolz.

Mein Bruder zählte nun bereits zu den „Nachschülern“ und tat sich — wie man hörte — unter ihnen hervor. Vielleicht hatte er eben jetzt *seine* Abhandlung über die Neigung der Welt zum Schwärzen des Strahlenden zu liefern, wohl versehen mit den unter a) bis d) aufgereihten Beispielen. Hätte er nicht in meinem edlen Streben, in meinen Absichten wenigstens das Strahlende und Erhabene erkennen sollen? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, den Hohn dadurch zu bereuen und zu büßen, daß er mir unter den Opfern jener bösen Neigung der Welt meinen Platz gab, wenn auch nur unter Punkt d): Beispiel aus dem täglichen Leben? Das „tägliche Leben“ war für mich unentrinnbar. Ikarus lag mit schmerzenden Gliedern im Staube und wußte tiefer als jemals vorher, daß man sich als Luhnstedter nicht auf Weitläufigkeiten einlassen soll.

Jahrzehnte später saß ich einem Schriftleiter gegenüber, der mit mir Einzelheiten der Veröffentlichung meines ersten Beitrages besprechen wollte. Damit mußte auch die Frage erörtert werden, unter welchem Namen der neue Mitarbeiter sich dem Publikum vorzustellen gedenke. Die Öffentlichkeit tauchte vor mir auf als ein Ungeheuer, das mich mit tausend tückisch glosenden Augen ansah. Ich war doch unbescholtener Leute Kind, aus Luhnstedt gebürtig. Das Unstatthafte und Unzulässige meines Beginns wurde mir wieder ganz klar. Da beschloß ich, den Spürhunden auf der Fährte eines Schriftstellernamens einen Streich zu spielen. Ich wollte „einen Salzhering über die Spur ziehen“, wie es in englischen Kriminalromanen heißt. Aber von einem Pseudonym wollte der Schriftleiter nichts wissen. Ausführlich und mit

Gründen suchte er mir den Gedanken auszureden. Während er auf mich einsprach, schossen mir viele Erinnerungen durch den Kopf. Zuletzt raffte ich meinen Mut zusammen und machte allem dadurch ein Ende, daß ich bestimmte: „In Gottes Namen denn! Sagen wir Friedrich Ernst Peters!“